

Zeitschrift: Geschichte und Informatik = Histoire et informatique
Herausgeber: Verein Geschichte und Informatik
Band: 12 (2001)

Rubrik: Roundtable I : Internet und Geschichte : Ausblicke und Reflexionen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Roundtable I: Internet und Geschichte – Ausblicke und Reflexionen

Peter Haber, Jan Hodel

These 1

Die Verbreitung des Internet wirkt sich in den Kulturwissenschaften auf mindestens drei Ebenen aus, der Informationsbeschaffung, der Informationsverarbeitung und der Informationspräsentation.

These 2

Wissen zweiter Ordnung («Wissenswissen») wird eine immer wichtigere Kernkompetenz zukünftiger Kulturwissenschaftlerinnen und Kulturwissenschaftler.

These 3

Die fehlende Struktur und inhaltliche Erschließung des Internet wird dazu beitragen, dass Wissen und Erkenntnis in Zukunft immer weniger interpersonell kommunizierbar sein werden.

These 4

Das Hypertext-Medium World Wide Web wird die Dominanz des linearen Textes und somit auch des linearen Narrativs beenden.

Diskussionsbeitrag

Valentin Groebner

Das Problem mit dem Internet ist praktisch: Das Arbeiten mit Internet-Ressourcen ist anstrengend und oft frustrierend, weil es mit hohen Informationsgewinnungskosten verbunden ist. Wir finden uns gefangen zwischen den grossen Versprechen von kommerziellen Anbietern von Dienstleistungen auf dem Netz, die grosse Einarbeitungszeiten verlangen; und der direkten Selbsthilfe per peer-support, der Anfrage bei der oder dem persönlich bekannten Spezialistin um die Ecke, bei der oder dem man eben anrufen kann; und diese Schere scheint immer weiter auseinanderzugehen.

Mit der Explosion der Informationsangebote wird die qualitative Selektion dieser Angebote, also Information über Information, Finde-Know How und Selbsthilfe immer wichtiger, innerhalb und ausserhalb der Universitäten.

Es scheint auch wichtig, sich die Grenzen dieses neuen Mediums vor Augen zu führen. Man kann auf dem Internet nicht lesen; jeder druckt einen Text, mit dem er arbeiten muss und der länger ist als eine Seite, sofort aus. Wenn man aber auf dem Internet nicht oder nur mit grosser Mühe längere Texte lesen kann, dann bedeutet das, dass das Web ein topologischer Gedächtnisraum ist, also selbst nur ein Wegweiser zu Orten ist, an denen Wissen verlässlich und nachprüfbar gespeichert ist. Das Netz ist ein Verweissystem ähnlich wie ein Stadtplan, ein Telefonbuch, oder ein Register; es ersetzt also eben keine Bücher. Und die Kulturwissenschaften werden weiterhin mit Büchern arbeiten; auch wenn diese Bücher wahrscheinlich anders aussehen werden als heute, nämlich kombiniert mit CDs und Online-Ressourcen.

Das Internet bringt uns also unter anderem etwas über die Geschichte der Kommunikationsmedien bei. Ein neues Medium verdrängt nicht die älteren Informations- und Kommunikationssysteme, sondern ergänzt sie. Der letzte grosse Medienwandel – der Buchdruck – hat zum Beispiel an der Art, wie Bücher gestaltet und benutzt wurden, erstaunlich wenig geändert. Die heutige Lesepraxis und die Apparate mit Fussnoten, Annotationen, Textverweisen sind 300 Jahre älter als der Buchdruck.

Die düsteren Voraussagen vom Verschwinden des Buchs und dem Tod des Texts im angeblich bilderbeherrschten Netz sind vielleicht deshalb so wirksam, weil sie eben nicht neu sind, sondern weil wir sie bereits kennen, auch wenn sie auf ein neues Medium bezogen werden. Es ist zumindest

auffällig, dass die heutigen Propheten des Internets ältere religiöse Versatzstücke – Entkörperlichung, Ekstasis – benutzen, um ihre Erlösungserzählungen wirksam zu machen. Die grosse entkörperlichte Zukunft wird vermutlich nicht in dieser Form eintreten.

Mir scheint eher, dass die Entwicklung elektronischer Ressourcen nach einer Phase von starker Expansion und Überschwang jetzt in die Phase von Reduktion und qualitativer Evaluation tritt. Vor 37 Jahren, im selben Jahr wie Marshall McLuhans «Understanding Media», ist ein sehr ernsthaftes Buch des polnischen Science Fiction-Autors Stanislaw Lem erschienen, das «Summa Technologiae» heisst. Darin stellt er unter anderem Überlegungen zur «Informationsexplosion» an, zur «Megabit»-Bombe: Was geschieht in einer Gesellschaft, wenn plötzlich unendlich viel Information für alle verfügbar wird, weit mehr, als verarbeitet werden kann?

In den Debatten über das Internet werden offenbar grundsätzliche Probleme formuliert: Zugang zu Wissen, qualitative Speicherung von Wissen, und schliesslich die Probleme von Erinnerung als Auswahl – und die Auseinandersetzung damit, woran nicht erinnert wird.

Information existiert ja nicht für sich selbst: Wenn eine Information im Netz existiert und keine der vorhandenen Suchmaschinen und Portale den Benutzer zu ihr führt, dann ist die Information nicht da. Historiker sind nun Authentifikatoren: Narrativität ist immer nur eine Hälfte ihrer Arbeit; die andere Hälfte ist die Verlässlichkeit und Nachprüfbarkeit der Information. Auch in dieser Hinsicht formuliert das Internet eine ältere grundsätzliche Frage neu, nämlich die nach dem Zugang von Wissen. Es ist noch gar nicht so lange her, dass die grossen Archive und die grossen Bibliotheken öffentlich zugänglich sind; sie wurden es erst im Lauf des 19. Jahrhunderts, zum Teil unter beträchtlichen Auseinandersetzungen. In Amerika spielen heute kommerzielle Anbieter von Nachschlagewerken im Internet bereits eine grosse Rolle. Welchen Status hat die kostenlose Bereitstellung von Informationen im Netz durch öffentliche Institutionen in Zeiten sinkender Staatsausgaben für Bildung und angesichts der zunehmend gestellten Forderung, öffentliche Kulturinstitutionen sollten kostendeckender arbeiten und selbst mehr Einnahmen erwirtschaften? Und was bedeuten solche veränderten – und vermutlich kommerzialisierten oder mit kommerziellen Anbietern konkurrierenden – Zugänge zu Information für die Praxis der Geschichtswissenschaften selbst?

Uwe Jochum

Das Internet apokalyptisch denken

Hört man die Propheten des Internet, dann kommt hier ein Medium auf die Menschheit zu, das man ein «totales Medium» nennen muss. Diese seine Totalität verdankt das Internet erstens dem Umstand, dass es gleichsam alle historisch vorgängigen Medien wie Malerei, Buchdruck, Tonaufzeichnung, Kino und Fernsehen aufsaugt, um sie im neuen und technisch einheitlichen Gewand der Computerdatei wieder auszugeben. Zweitens aber resultiert die Totalität des Internet daraus, dass es seine Daten im Prinzip jedermann zu jeder Zeit und an jedem Ort zur Verfügung stellt, vorausgesetzt nur, dieser Jedermann kann für die Kosten zum globalen Netzzugang auch aufkommen.

Das Problem dabei liegt freilich darin, dass das Medium seine versprochene Höchstleistung nur dann erreichen kann, wenn es jede Form von Materialität negiert, weil nur unter der Bedingung der Materielosigkeit tatsächlich alles, was bislang an Tradierenswertem hervorgebracht wurde, im neuen Medium auch mühelos und kostengünstig gespeichert und weltweit verschickt werden kann. Darin jedoch greift das Internet unsere Geschichtlichkeit an, denn die Erfahrung von Geschichte war bislang eine Differenz-erfahrung, die daraus entsprang, dass die merkwürdig widerständigen Objekte, die als Denkmäler, Schrifträger oder Kunstwerke auf uns gekommen sind, in ihrer physischen Unterschiedlichkeit und Fremdheit gerade nicht identisch sind mit dem, was unseren Alltag ausmacht. Während nämlich der Alltag dadurch gekennzeichnet ist, dass in ihm die Dinge einfach funktionieren müssen und, sofern sie nicht funktionieren, repariert oder ausgetauscht werden, entziehen sich die physischen Objekte, die den Raum des Historischen aufspannen, einer alltäglichen Vernutzung – will sagen: sie haben ihren Ort jenseits des Funktionierens. Geht man nun davon aus, dass es möglich werden könnte, diese widerständigen, weil nicht funktionierenden historischen Objekte ihrer Materialität zu entkleiden und ins Internet zu transponieren, hätte man den Objekten die an ihrer Physis haftende Dimension der Fremdheit genommen und sie einem Medium eingefügt, dessen Totalität nichts weniger verspricht als ein totales Funktionieren. Wir hätten hinfort gleichsam einen totalen Alltag, der ohne Dif-

ferenzerfahrungen wäre und eben damit ohne die Dimension der Geschichtlichkeit.

Das klingt, so wird oft gesagt, reichlich apokalyptisch und wie die Ausmalung der dunklen Kehrseite eines Mediums, dessen leuchtende Schauseite paradiesische Zustände verspricht. Beides aber, die Ausmalung eines Medienparadieses wie die Zeichnung einer Medienapokalypse, sei unstatthaft, denn dadurch werde das Medium nun auch noch in der Analyse totalisiert, indem man uns suggeriert, wir hätten keine Wahl mehr – gleichgültig, ob diese Nichtwahl uns ins Paradies oder in die Hölle führt. Statt dessen komme es darauf an, jenseits der rhetorischen Figur der Apokalypse oder des Heils, die uns beide keine Freiheit lassen, die Ambivalenz der Medien zu rekonstruieren, die darin liege, dass Gefahren und Chancen bei jedem neuen Medium ineinandergreifen; erst diese Ambivalenz nämlich lasse uns überhaupt die Möglichkeit zu freiem Handeln, indem wir auf diesen oder jenen positiven oder negativen Zug des Mediums setzen.

So sympathisch es ist, wenn wir an unsere Freiheit des Handelns erinnert werden, so problematisch ist es jedoch, diese Freiheit ausgerechnet in der Ambivalenz der Medien zu suchen. Denn der alltägliche Umgang mit Medien zeigt uns doch gerade, wie sehr wir den Eigentümlichkeiten der Medien erliegen und dem Gesetz des jeweiligen Mediums gehorchen. Die Frage muss daher sein, ob das Gesetz eines Mediums kontingentes Resultat einer historischen Entwicklung ist (und also indirektes Resultat unseres freien Handelns: wir hätten aus einem Medium ja dieses oder jenes machen können) oder auf einer Basis aufruht, die im Rahmen gewisser Freiheitsgrade den Entwicklungsweg eines Mediums vorgibt. Letzteres ist meines Erachtens der Fall: nicht jedes Medium taugt für alles, mit einem Auto kann man nicht fliegen, mit einem Buch kann man nicht schreiben – und mit dem Internet kann man keine Geschichte stiften. Und das liegt nun nicht daran, dass wir bislang noch nicht ausreichend versucht hätten, im neuen Medium so etwas wie Geschichtlichkeit und Dauer zu stiften – öffentliche Einrichtungen wie Archive, Museen und Bibliotheken versuchen ja seit Jahren, dem Internet so etwas wie Historizität abzurufen. Es liegt vielmehr daran, dass die mediale Basis des Internet von vorneherein dafür sorgt, dass Geschichtlichkeit in diesem Medium buchstäblich keinen Ort hat.

Der apokalyptische Ton angesichts des Internet ist daher angebracht. Schon deshalb, weil das griechische Wort *apokalypsis* nichts anderes als «Enthüllung» meint und es angesichts des Internet ganz besonders darauf ankommt, zu enthüllen, was in diesem Medium eigentlich angelegt ist. Das

heisst beileibe nicht, die Hände in den Schoß zu legen und die medialen Dinge auf uns zukommen zu lassen. Denn die Apokalypse des Internet macht uns allererst frei, uns diesem Medium gegenüber zu verhalten und ihm eine Grenze zu setzen.

Diskussionsbeitrag

Andreas Kellerhals-Maeder

Das Internet ist in den letzten rund fünf Jahren verhältnismässig schnell für viele von uns zu einem quasi-normalen Arbeits- und Kommunikationsinstrument geworden. Mit ihm werden häufig grosse Erwartungen verknüpft, manchmal in optimistischem, manchmal in eher pessimistischem Sinne. Meines Erachtens gilt für das Internet, was auch sonst häufig zutrifft: Es ist weder gut noch schlecht, es wird zu dem, was wir Menschen daraus machen. Ich persönlich erwarte mir weder die Lösung aller Probleme, noch eine durchschlagende Demokratisierung der Welt; ich befürchte aber auch keinen ultimativen Kulturzerfall, nicht einmal einen Verlust der Lesefähigkeit oder eine um sich greifende Kommunikationsunfähigkeit. Trotz aller scheinbaren Selbstverständlichkeit im Umgang bleibt das Internet immer noch ein Medium, das uns eben nicht ganz vertraut ist, und das wir häufig noch nicht mit der nötigen Souveränität einzusetzen wissen. Dazu gehört auch, dass alltagstaugliche Umgangsformen weitgehend fehlen, die zwar oft eine gefährliche Simplifizierung bedeuten, aber häufig auch sehr hilfreich und effizient sind.

An der Schnittstelle zwischen Internet und Geschichte sind für die Archive zwei Aspekte zentral: Zum einen: Ist das Internet Archivgut? Ist es archivierungswürdig? Sollen die Archive das Internet als Geschichtsquelle sichern? Zum andern ist die Frage von Interesse, ob und wie Archive vom Internet als Kommunikationsmedium profitieren können. Hier geht es darum, wie man als Archiv Geschichte ins Internet bringen kann.

Auf die erste Frage lässt sich eine zurückhaltend positive Antwort formulieren. Für öffentliche Archive scheint es unbestritten, dass es Teile im Internet gibt, die *archivierungspflichtig* und *archivierungswürdig* sind. Wie genau die Archivierung technisch gelöst, unter welcher Kostenfolge sie realisiert werden kann, mag im Detail noch offen sein. Grundsätzlich gehe ich davon aus, dass die Strategie zur Archivierung elektronischer Daten und Geschäftsunterlagen im Prinzip auch auf die Archivierung von Internetapplikationen anwendbar sein wird. Für die Auswahl der archivierungswürdigen Internetapplikationen erscheinen die bisher entwickelten, medienneutralen archivischen Bewertungsstrategien ebenfalls angemessen. Das bedeutet allerdings nicht, dass alle technischen oder archivischen Fragen bereits konkret, endgültig und zuverlässig gelöst sind. Aber: ein Weg ist erkennbar.

Damit möchte ich mich mehr der zweiten Frage zuwenden: Wie können Archive das Internet nutzen, um Geschichte zu verbreiten, das Interesse an historischen Fragen zu wecken, zu erhalten und wenn möglich zu vertiefen? Ist das Online-Archiv ein erstrebenswertes und auch realistisches Ziel? Mit dem Internet bietet sich sicher die Möglichkeit, ein potentiell fast unbegrenztes Publikum anzusprechen. Auch dürfte es verhältnismässig leicht sein, unterschiedlichste Surferinnen und Surfer auf Archiv-Websites zu lenken – es braucht nur den richtigen Wind dazu. Doch werden sie auch ein zweites Mal kommen? Können wir einem breiten Publikum etwas anbieten, das fasziniert und nachhaltiges Interesse weckt? Ich denke ja. Auch Archive können, zusammen mit anderen Kultur- oder Gedächtnisinstitutionen, Inhalte anbieten, die Aufmerksamkeit nicht nur verdienen, sondern auch finden. Wir werden aber auch lernen müssen, mit Zufalls-BesucherInnen zu leben und intellektuellen Fast Food anzubieten – auch dieser kann bekömmlich (sprich: intelligent) und gesund sein (sprich: aufklärend wirken).

Was können wir im Internet anbieten? Zuerst einmal Informationen über Archivbestände, dann Informationen aus Archivbeständen und zuletzt die Archivbestände selber, sei dies nachträglich digitalisierte oder original-digitale Unterlagen. Was auch immer wir ins Internet «stellen» – wir leisten damit einen Beitrag zur Vergrösserung der Informationsflut, die – wie die Sonntagszeitung es einmal ganz plastisch formuliert hat – zunehmend auch zu einer «Sinnflut» wird. Bücher, Zeitschriften, Radio, Fernsehen und Kino haben uns längst gelehrt, mit einem Überangebot an Informationen umzugehen. Jetzt müssen wir dies im Internet erneut lernen. Die angemessene Antwort von Archiven auf die Informationsüberflutung kann nicht sein, noch mehr Informationen anzubieten und die kommunikative Inflation weiter anzuhetzen. Wir können auch nicht einfach sogenannte sinnvolle Informationen anbieten im Vergleich zu überflüssiger, denn – wer wüsste das besser als die Archive – der Entscheid welche Informationen sinnvoll, welche sinnlos sind, kann nicht im voraus und für alle Interessierten gleichzeitig getroffen werden.

Archive sollten bei ihrem Angebot auf Qualität setzen, das heisst auf Zuverlässigkeit der Information und Zuverlässigkeit der Verfügbarkeit (ich meine langfristige und unentgeltliche Verfügbarkeit). Nur kann es in einer (virtuellen) entgrenzten Welt, in der die Grenzen zwischen Institutionen und Organisationen verschwimmen, überhaupt noch ein elektronisches Archiv als *locus credibilis* geben?

Zur Qualitätsorientierung gehört auch das Überdenken der Rolle der Archive als Informationsvermittler. Neue Medien haben meist auch neue

Berufe hervorgebracht, soziale Rollen neu definiert und gewichtet. Können die Archive also ihre herkömmliche Rolle als Informationsvermittler noch weiterführen? Rückblickend ist die Vermittlerrolle der ArchivarInnen grundsätzlich kritisch zu überdenken. Im Internet wird sie aber offen in Frage gestellt, obwohl gerade hier und jetzt die Nachfrage nach Förderung der Kommunikationskompetenz und nach Metawissen enorm wächst. Grundsätzlich können Archive hier viel leisten und anbieten. Sie müssen sich dabei darauf besinnen, was ihre Qualitäten sind und weshalb ein möglichst grosses Publikum sie on-line besuchen sollte. Die Vermischung der Aufgabe, Archivgut sicher aufzubewahren und für alle Interessierten zur Verfügung zu halten, mit derjenigen, sich gleichzeitig an der Auswertung und Kommunikation des Archivgutes selber aktiv zu beteiligen, öffnet denn auch neue Perspektiven. Wenn es Archiven gelingt, nicht mit billiger Effekthascherei (negativ) aufzufallen, sondern weiterhin als verlässliche Anbieter auftreten zu können und als solche respektiert zu werden, dann haben sie auch on-line gute Chancen, sich dauerhaft Aufmerksamkeit und Legitimation zu sichern. Dazu kommt, dass es wohl noch lange nicht ausschliesslich on-line Archive geben, sondern eine Verbindung von realem und virtuellem Archiv Bestand haben wird. Das Internet, so meine Hoffnung, wird andere Formen der Kommunikation nicht verdrängen, sondern bisherige ergänzen. Ob es eine Welt «hors-texte» gibt, mag eine diskussionwürdige Frage sein, dass es eine Welt «hors-réseau» geben muss, scheint mir selbstverständlich.

Diskussionsbeitrag

Alfred Messerli

Die Geschichte der Alphabetisierung der Schweiz ist eine Erfolgsgeschichte. Ich habe mich mit einer Arbeit zum Thema «Lesen und Schreiben in der Schweiz 1700 – 1900» habilitiert und deshalb interessieren mich in diesem Zusammenhang auch die neuen Medien wie Computer und Internet, die ja mit Lesen und Schreiben zu tun haben. Auch wenn ich nicht Historiker sondern Erzählforscher bin, interessieren mich dabei die Kontinuitäten und Brüche. Probleme praktischer Art mit dem Internet ergeben sich, wenn die Studenten, mit denen ich arbeite, glauben, um kompetent über etwas reden oder schreiben zu können, genüge es, sich im Internet umzuschauen und dann einige Seiten auszudrucken. Das hat ein wenig mit der These eins zu tun. Es herrscht der Köhlerglaube, mit dem Internet würde man auf einfache und kompetente Weise Informationen beschaffen. Das hat für mich und für die Studenten schon zu Frustrationen geführt, dieser Glaube also, wenn man mit 30 ausgedruckten Seiten zu mir kommt, man sei nun bestens informiert und auf dem aktuellsten Stand. Meist ist das Gegenteil der Fall – das meiste ist unbrauchbar. Hier bin ich grundsätzlich skeptisch. Die Beschaffung von Quellen bleibt eine harte Arbeit, und es führt kein Weg an den Archiven, an Büchern und am Papier überhaupt vorbei – und auch nicht an den Objekten und an den Menschen.

Was mich am Internet fasziniert, das sind unsere mentalen Überforderungen, die wir bei diesem Medium an den Tag legen. Nun, das ist ein Umstand, dem wir bei allen Medienrevolutionen begegnen. Den neuen Medien gegenüber brauchen wir immer Metaphern und Analogien; sie verknüpfen unsere alten Erfahrungen mit den neuen. Wir müssen dank diesen Analogien das völlig Andere, was diese neuen Medien ausmachen, nicht wahrhaben. Wir verharmlosen, banalisieren, versimpeln. Das ist natürlich auch unsere Art und Weise, mit der Angst, die diese neuen Medien in uns auslösen, aber auch mit den Glücksversprechen, fertig zu werden. Im Internet chatten wir (engl. to chat: friendly talk); wir könnten auch sagen: wir quatschen. Orale Kommunikationsformen werden von uns also benutzt, um elektronisches Schreiben zu benennen. Die Oralität bildet das Modell, das Schema. In diesem Sinne ist Jack Goody und auch Michael Giesecke beizupflichten. Das neue Medium gebärdet sich wie ein subalterner Diener, um dann hinter dem Rücken die Revolution anzuzetteln (auch eine textile Metapher). Das Briefschreiben hat man im 18. Jahrhundert zu popularisie-

ren versucht, indem man sagte (eigentlich: schrieb): «Es ist ganz einfach, es ist wie wenn Du reden würdest.» Oder: «Stelle Dir vor, Dein Freund ist bei Dir; nun spreche zu ihm, und am Ende kommt ein Brief raus.» Diese Analogien sind mentale Hilfestellungen für uns, weil wir im Grunde doch sehr konservativ sind und eigentlich durch die Situation überfordert. Eine andere Schiene, um das neue Medium oder – in meinem Falle für das 18. Jahrhundert, um neue Kulturtechniken wie Lesen und Schreiben – einzuführen, besteht darin, das Magische an ihnen herauszustreichen. Auch Marshall McLuhan hat von den «magischen Kanälen» gesprochen. In diesem Sinne ist das Internet ein wunderbares Medium. Konkret: Ich muss täglich darüber staunen. Wenn ich über den virtuellen Katalog der Universitätsbibliothek Karlsruhe Büchertitel nachzuweisen suche und wenn ich in zwanzig bis dreissig Sekunden das Suchergebnis auf dem Bildschirm sehe. Man wird zu einem Kind vor dieser Maschine. Nun sind Angst und Glücksversprechen des neuen Mediums nur zwei Aspekte; es gibt andere. Als Wissenschaftler bin ich den Verabsolutierungen, wie sie in dem Paper formuliert werden, gegenüber skeptisch. Neue Medien, und das gilt gewiss auch für das Internet, relativieren sich in der Konkurrenz mit den alten. Friedrich Kittler hat davon gesprochen, wie die alten Medien durch die neuen nicht einfach verdrängt werden, sondern neue Plätze zugewiesen bekommen. In dieser Konkurrenz werden die Grenzen und Möglichkeiten der verschiedenen Medien erst deutlich und klar. Die ganze Geschichte des Lesens, wie sie etwa Erich Schön untersucht hat, wurde erst durch das Aufkommen der neuen Medien möglich. Und erst heute gewahrt man den virtuellen Charakter in der Lektüre fiktionaler Texte. Wir bauen mit vierundzwanzig Buchstaben virtuelle Welten auf, indem Texte verfasst und indem Texte gelesen werden. Bücher verschwinden nicht, aber sie bekommen neue Funktionen und Bedeutungen. Damit soll die meiner Meinung nach totalitäre These, das Internet verdränge andere Medien, kritisch befragt werden. Die Vielfalt der Medien wird nicht abnehmen, sondern im Gegenteil zunehmen. Und das ist gut so. Aber vielleicht habe ich diese These auch nur falsch verstanden.

Man kann es auch gelassener formulieren. Der ganze Mediendiskurs, ob es sich nun um einen wissenschaftlichen Text handelt oder um irgendwelche Propaganda oder Werbung für neue Computerprogramme, belegt, wenn er sich dieser Analogien mit bereits Bekanntem bedient, nicht nur unsere konservative Haltung, er ist zugleich eine notwendige, eine wichtige Begleitmusik. Damit sich jemand für ein neues Medium interessiert, müssen Fantasien freigesetzt werden. Um nur einige zu nennen, die durch das

Internet hervorgerufen werden: Internet wird mit Sexualität, Intimität, aber auch mit Demokratisierung, Transparenz und so weiter konnotiert. Und wenn sich über diese Projektionen und Fantasien ein Konsens herausbildet, über die Bedeutsamkeit des neuen Mediums, dann wird es sich auch durchsetzen. Der Medienklatsch ist in diesem Sinne durchaus nicht zu verachten; all das Reden über das Internet, über Abstürze und Viren gehört dazu, es überhaupt akzeptabel zu machen. Da werden auch Generationengraben nicht nur aufgerissen, wenn die Kids besser und schneller damit umgehen können; es verbindet auch die Generationen, indem nun der Vater oder die Mutter sich von der Tochter oder dem Sohn belehren lässt. Und über Computerprobleme lässt sich gewiss leichter reden als über Familienprobleme. Der Medienklatsch ist also notwendiger Motor dieses Modernisierungsprozesses. Dadurch wird der gesellschaftliche Konsens hergestellt, den er braucht.

Was das Lesen im Internet betrifft, sollten wir uns vermehrt Gedanken darüber machen. Ich war zum 70. Geburtstag von Ulrich Saxer letzte Woche an einer grossen Tagung zum Thema Lesen, und es wurde unter anderem von Forschern der Bertelsmannstiftung festgehalten, dass das Lesen am Computer ein informatives, ein sprunghaftes, nicht mehr lineares und so weiter sei. Und als Gegensatz wurde die «alte Buchlektüre» als identifikatorisches Lesen bezeichnet. Als ob man die Romane immer von Anfang bis Schluss gelesen hätte. Wir haben schon immer in Büchern geblättert, Seiten übersprungen, quer gelesen. Das Blättern in Wörterbüchern, das Nachschlagen, das Konsultieren von Registern sind alles vertraute Praktiken. Wir als Wissenschaftler lasen schon lange in der Art, wie wir im Internet lesen, wenn wir Wörterbücher anschauten, wenn wir quer lasen, wenn wir Zusammenfassungen anschauten, wenn wir in Fussnoten sprangen, wenn wir ein anderes Buch aus dem Büchergestell herausnahmen. Die Lektüre war schon immer im Räumlichen angelegt und weniger linear, als die Bücher selber glauben machen möchten. Was ich interessant finde, diese Leute von der Lesestiftung haben sich Gedanken gemacht, was mit unserer Jugend passiert. Verlernt sie das identifikatorische Lesen, kann sie nur noch informell lesen? Es wurden Projekte vorgestellt, wie man die «Computerkids» wieder dazu bringe, auch auf die «alte» Weise zu lesen. Diese Diskussion ist insofern spannend, als es sich zeigt, dass wir verschiedene Arten haben zu lesen, und dass es wichtig ist, dass zu einer Persönlichkeit die Fähigkeit gehört, alle Arten, seien sie nun informell oder identifikatorisch, zu beherrschen. Doch ich glaube, und hier wiederhole ich mich,

es handelt sich hier nicht so sehr um neue, sondern eigentlich um alte Phänomene.

Wir sprechen von der Nadel im Heuhaufen, von der Perle im Dreck; die kann man vielleicht leichter finden im Internet. Aber das ist eine Kostenfrage und eine Frage der Kompetenz der Internetbenutzer. Die Historiker müssen lernen, Forderungen und Erwartungen ans Internet, an Dienstleistungen oder Bibliotheken zu stellen. Ich war damit konfrontiert. Wir haben in der Bibliothek des Vaticans gearbeitet, mit dem virtuellen Katalog dieser Bibliothek. Und das ist ein Wunder: Der virtuelle Katalog dieser Bibliothek enthält alles, was sich in dieser Bibliothek befindet. Die haben die Bibliothek vollständig, auch 4-seitige Broschüren, aufgenommen. Man kann suchen nach Verlag, Drucker, Jahr, natürlich auch nach Autor und Titel. Der Katalog ist das Resultat aus IBM-Finanzierung und der Arbeit von Leuten, die aus religiöser Überzeugung und für Gottes Lohn diese Arbeit gemacht haben. Das ist natürlich eine wunderbare Leistung. Die Zentralbibliothek Zürich hat hingegen einfach, für sehr viel weniger Geld und im Ausland, in den Niederlanden, den Zettelkasten einscannen lassen. Das Resultat ist wenig überzeugend. Die einzelnen, eingelesenen Zettel können nur nach dem Autor gesucht werden. Die Kompetenz der Benutzer ist deshalb gefragt, damit die Entwicklung des Internet nicht gleichsam naturwüchsig verläuft, damit sich eine Kritik formulieren kann. Die Unzufriedenheit sollte manifest werden, damit die Bibliotheken nach besseren Lösungen suchen. Natürlich ist das eine Kostenfrage und damit auch eine politische Frage. Als Wissenschaftler sollten wir den Bibliotheken ein Feedback geben, im Guten wie im Schlechten.

Das tönt fast etwas romantisch. Das Gespräch ist auch in uns selber: Wir haben eine Frage, und wir versuchen, sie zu beantworten. Das ist eine Interaktion. Das Internet stellt eine vielfältige Provokation dar, und die Studenten müssen lernen, damit umzugehen. Informationsbeschaffung beim Internet und mit dem Internet bedeutet, sich die Informationsflut vom Leibe zu halten. Man muss die Information abweisen, und man muss wissen, wie man das tun kann. Im Internet ist eine Potentialität angelegt, die verlangt, dass man genau weiss, was man wissen möchte, bevor man sich darauf einlässt, weil sonst das zu nichts führt. Das hat nichts mit Ignoranz zu tun. Aber die Wissenskultur ist wichtiger als die einzelnen Wissensbestände. Und das hängt auch mit der Frage zusammen, was will und was kann ich zeitlich investieren. Diese Dinge, das heisst, der Umgang mit dem Computer und dem Internet, muss schon in der Grundschule vermittelt werden.

Nur ein kurzer Kommentar zu diesem optimistischen Urteil. Wir waren konfrontiert mit der These eines us-amerikanischen Professors aus Princeton. Er erklärte uns, bei ihm würden die Studenten ihre Arbeiten als Compactdisc abgeben. Bei Filmanalysen ergäbe sich dadurch der Vorteil, dass gleich kurze Sequenzen von einigen Sekunden in die Arbeit eingebaut und beim Lesen angeschaut werden können. Man sehe also die Sequenz aus dem Film Jean-Luc Godards, die in der Seminararbeit analysiert werde. Unsere Reaktion war vielleicht typisch europäisch. Wir meinten, statt den Film zu zeigen (das heisst einen kleinen Ausschnitt aus dem Film), wäre es wichtiger für die Studenten, diesen sprachlich zu analysieren. Es kam uns wie eine Spielerei vor; zugleich ahnten wir, dass genau das die Zukunft universitärer Arbeiten sein wird.

Übrigens ist das mit den Bildern eine schlechte historische Tradition. Man präsentiert in den Arbeiten und in Büchern historische Bilder, Reproduktionen, in der Meinung, damit etwas deutlich zu machen, Nur weiss man nicht, was man damit deutlich macht. Der Verweis, dass ein Bild mehr «sage» als 1000 Worte ist nur eine hilflose Erklärung, ja Rechtfertigung für dieses Tun. Es liegt in den Geschichtswissenschaften, und nicht nur dort, ein Bildalphabetismus vor, den es zu überwinden gilt. Die je eigene Mächtigkeit von Schrift, Zahl und Bild muss verstanden und bewusster eingesetzt werden.